



Die Mühle

Zwei Wochen gehen dahin, ohne dass es etwas Bemerkenswertes zu berichten gibt – sofern man die Ereignisse in und um Fornburg in weniger ereignisvolle und besondere einstufen mag. Was mich angeht, ist für mich jeder Tag in dieser Welt so einzigartig wie dereinst jener, der Anniek und mich zusammengebracht hatte.

Die Tage werden wieder wärmer, beinahe frühlingshaft, und ich erhalte oftmals die Gelegenheit, mich ausdauernder mit der Umgebung des Küstenstreifens vertraut zu machen, wovon ich später noch erzählen will. In diesen Tagen jedoch erfreut es mein geöffnetes Herz, dem Treiben um mich herum einfach nur beizusein, ohne auf irgendeine denkbare Weise eingreifen zu müssen.

Ohnehin sind die Fornburger mit ihrer neuen Mühle beschäftigt und man merkt, dass sie das neue Gesprächsthema im Dorf ist. Die Mühlräder haben sich zwar auch schon zuvor drehen können, jedoch ohne die eingesetzten Mahlsteine war ihr Rotieren sinnlos. Und nun führt eine einfache Umrundung der bespannten Stangen zu ungeahnter Fantasie. Es gab sogar den Vorschlag, die Stellung der Mühlenflügel als Signalgeber für die Kommunikation mit Ibyko zu gebrauchen! Ein Vorschlag, der auch meine Fantasie anregt und ich mich der Idee hinzugeben neige, dass ein orthogonal stehendes Flügelkreuz bedeute, dass etwas Aufregendes in Fornburg geschehen sey, das unsere, meine und Annieks, Anwesenheit erforderlich macht. Ein diagonal stehendes Kreuz bedeute dagegen nichts Bemerkenswertes ...

Jedenfalls hat der alte Müller seine wahre Freude daran zu sehen, dass nun das Getriebe wieder rattert, sich der Hausbaum entsprechend der Windrichtung dreht und die Flügel unentwegt vor seinem kleinen Fenster vorbeischwingen. Denn die Fornburger sind davon so angetan, dass sie täglich Säcke mit Korn zur

Mühle schleppen, das nun gemahlen werden soll. Im Lagerhaus ist nicht weniger Betrieb zu beobachten, denn es gibt Gelegenheit, die seit Monaten aufgebahrten Säcke und Kisten voller Korn neu zu sortieren, umzuschichten, Verdorbenes auszusondern.

Das hölzerne Lagerhaus gleich hinter dem Rübenacker steht, wie es üblich und sinnvoll ist, auf Stelzen, um es von der Bodenfeuchte fernzuhalten. Gleichwohl muss es durchlüftet werden, was durch kleine Öffnungen unter dem Dach ermöglicht wird. Da das Lager vor Korn jedoch regelrecht überquell, kann die Luft nur schlecht zirkulieren. Mit einem Wort: Den Fornburgern kommt die neue Methode zur Mehlproduktion gerade recht, ein lange besehenes und geduldetes Übel anzugehen.

Auch die Kinder bleiben nicht untätig, und auch wenn sie die Säcke nicht mit Karren zur Mühle schaffen, so greifen sie zum Besen und kehren das Lager aus. Oder nageln Bretter vor die Löcher am Boden, durch das Ungeziefer eindringen kann.

Tagtäglich geht ein Strom aus Ameisen vom Lager zur Mühle, und wie das Lager immer leerer und übersichtlicher wird, desto voller wird es im Mühlenhaus. Der alte Müller hat sich inzwischen wohnlich eingerichtet und auch eine kleine Werkbank und einige notwendige Werkzeuge aufgestellt. Einige Tage nachdem wir den zweiten Mühlstein eingesetzt haben, reiben die beiden Steine, man sollte nicht sagen ›reibungslos‹, gegeneinander, und wie der Müller mit Fett das Getriebe schmiert und die Anlage nachjustiert, so schneller, leiser und geschmeidiger surren diese Geschenke der Götter, als hätten sie schon immer zueinandergepasst.

Selbstverständlich erfordert es weitere Testläufe, bis auch der Korn-Einfüllstutzen, die Mehlrutsche, und alles was dazu gehört, ideal eingestellt sind. Und noch sind Darren und die Schmiede nicht von ihrem Beitrag entbunden; denn nach wie vor müssen sie sich mit kleinen Zimmermanns- und Schmiedearbeiten einbringen. Erst dann ist die Gruppe zufrieden und erst dann will man sich den guten Kornsäcken zuwenden, sie zu Mehl zu verarbeiten.

Ich erinnere mich, wie gespannt die Dorfbewohner am Fuß der Mühle und im Vorraum zum Getriebe warteten, das erste Mehl in die bereitgestellten Säcke schütten zu sehen. Es war, als bezog man sein täglich Wasser durch Schöpfen aus flachen Pfützen, und nun werde ein richtiger Brunnen installiert. Und jedermann stellte sich

im Geiste vor, wie bequemer sein Leben werde, und welche Verbesserung in dieser technischen Neuerung steckt. Vielleicht dachte auch jemand darüber nach, was mit der gewonnenen Zeit anzustellen sey; ein Frage, der die modernen Menschen, von denen ich abstamme, viel zu wenig Aufmerksamkeit abgewinnen wollen.

»Nun wartet doch, bis ich umgeladen habe!«, ruft einer von der Treppe den An-fahrenden zu. Er steht, aus Platzmangel, alleine auf der Treppe zum Mühlenhaus und übergibt die ihm gereichten Kornsäcke an jemanden, der im Mühlenhaus selbst verweilt und die Waren in einer Ecke aufschichtet. Der alte Müller beäugt das misstrauisch, denn er fürchtet um seinen Raum beim Arbeiten. Wieder wirft einer von unten dem Mann auf der Treppe einen Sack zu und wieder geht einer ins Mühlenhaus, um aufgetürmt zu werden.

Vor der Treppe bildet sich eine kleine Schlange: Drei Handkarren mit je zwei Säcken warten auf Abnahme ihrer Fracht, und während sie dort parken und von der mühseligen Fahrt verschnaufen, umringen sie diejenigen Frauen, die gerne in die Säcke schauen möchten, um den Ertrag zu bestaunen, den sie seit der Einlagerung vor einigen Monaten nicht mehr zu Gesicht bekamen. Einige von ihnen glauben wohl, einen Teil der Ernte (wie jedes Jahr) fortschütten zu müssen, weil man sie mit der händischen Mahlmethode nicht rasch genug verarbeiten könne. Lita dagegen erzählt, dass sie sich darauf freue, durch das Wegstellen der handbetriebenen Mühlen ebenfalls neuen Platz zu gewinnen. Und den brauche man auch, denn jedermann verspricht sich von nun an ständig befeuerte Öfen und ellenlange Stangen voller Brote und anderer Backerzeugnisse.

Der alte Müller legt die nächsten Säcke zurecht und mit helfender Hand werden sie in den Trichter entleert. Dann schaltet er das Getriebe schneller (entkräftet die Bremse) und unter den Geräuschen von Knuspern und Klacken vertieft sich die Trichterfüllung, während sich das angeklebte Mehlsäcklein füllt.

Dieser Vorgang ist insofern einer Beschreibung wert, weil er genau jene immer wieder vorkommenden Umstellungen in der menschlichen Kulturgeschichte wiedergibt, denen die Traditionalisten erst skeptisch gegenüberstehen, aber der meist enormen Zeit- und Kraftersparnis keine widersprechenden Argumente vorzubringen wissen. Freilich gelte das auch für das Beackern des Bodens mit einem Traktor

gegenüber der hier üblichen Form mit Ochse und Ard. Und doch gibt es Unterschiede, die oftmals gerne übersehen werden: Denn beides, ob nun das Korn von der Hand oder über die Windkraft gemahlen wird, schadet in keiner Weise der Natur, während es beim Traktor und anderen Maschinen, die mit Kohle oder Öl angetrieben werden, problematisch, geradezu inakzeptabel ist. So stehe auch zum ›Fortschritt‹ der Nutzung einer Windmühle. Da nehme die Ersetzung von Althergebrachtem, sonst unüblich in meinem Wirken, gerne in Kauf.

Voller Staunen sind die Fornburger, als der Müller nach nur einer halben Stunde eine Sackfüllung herumzeigen lässt, für die man sonst einen ganzen Tag hätte von Hand mahlen müssen. Das Mehl ist auch viel feiner und gleichmäßiger zerrieben, auch wenn es noch von Spleizen durchmischt ist. Aber das soll nun die Bäcker Lita und Divanno angehen: Denn je nachdem wie und welches Brot sie backen wollen, muss das Mehl abermals in den Trichter geschüttet werden, oder man siebt die Spleizen aus und bäckt damit. Etwas Handarbeit ist also nach wie vor unumgänglich, und man soll auch nicht verkennen, dass die gewonnene Zeit, die durch das fortschrittliche Mahlen freigeworden ist, nun der regeren Tätigkeit beim Backen zufällt. Sogleich fragt man herum, ob eines der Kinder nicht in Zukunft in der Backstube aushelfen wolle, Teig vorbereiten und ähnliches. Eines der Mädchen meldet sich.

Auch ich erfreue mich beim Blick in die randvollen Säcke an den grau-gelben Körnern, lose und so voller Möglichkeiten, wie sie darin warten. Man erzählt mir, dass es Jahre gab, da konnte man die Ernte nicht einlagern, weil es schlichtweg an Säcken fehlte. Dann mahlte man in mehreren Schichten wochenlang das Mehl, um haltbares Brot daraus zu backen, oder verfütterte es an die Tiere. Für die Fornburger war das jedoch nie ein Grund zum Beklagen, denn zu essen hatten sie alle Jahre genug, und da sie nicht vom Handel leben, kann man auch nicht von einer ›Gewinneinbuße‹ sprechen. Allenfalls ist damit die Fruchtbarkeit der Felder bewiesen (obwohl sie so nah am Meer liegen und der salzigen Luft ausgesetzt sind? Oder gerade weil die Erde durch das Salz gedüngt wird?), und selbst diese paar Äcker können gut fünfzig Menschen versorgen.

War das schon immer der Fall?, möchte ich wissen. Die Alten erzählen von Wintern, in denen mussten wirklich die letzten Vorräte zusammengesucht werden,

und in den verbliebenen Wochen vor dem tatsächlichen Frühlingsbeginn (gerade dann, als der Schnee nun endlich schmolz und die grüne Wiese freigab) gab es dann nur Suppe, in die wurden zerkleinerter Fisch, Rüben- und Karottenstückchen gegeben, um nicht nur heißes Wasser essen zu müssen.

Aber das ist lange her, versichert Sigurd und seitdem habe sich vieles verändert: Mehr Menschen denn je seien in Fornburg (auch wenn in meinen Maßstäben gerade einmal vierzig oder fünfzig Menschen kaum eine Dorfgemeinschaft ausmachen können!) und alle helfen und wirken mit ihrem ganzen Schaffen und jeden Tag. Die Äcker seien ausreichend bestellt und jeder habe Fertigkeiten und Kenntnisse, die in allen Lebenslagen helfen und voranbringen. Wie Sigurd sein Pfeifenkraut stopft, grinst er und wirkt ausgesprochen zufrieden. Vielleicht ist das sein Wesen, vielleicht liegt es an seinem größeren Weitblick in die Vergangenheit. So bin auch ich zufrieden und gehe meiner Wege.

Anniek ist ganz aufgeregt und umtänzelt die Mühle und die Menschen: Sie schaut hier und da und benimmt sich wie ein Kind, das mit allerlei (dem Erwachsenen Vertrautem) zu begeistern sey. Und genau das gönne ich ihr. Ihre frohe Art bewirkt zwar keine Steigerung des allgemeinen Pläsier, jedoch festigt sie den Glauben an eine gute und sinnvoll erfüllte Zukunft – obwohl es den Fornburgern auch sonst an nichts zu fehlen scheint.

Und so stelle ich mir die Frage, inwiefern ich das Leben einer solchen Gemeinschaft noch verbessern könne, wenn man selbst mit dem Geringsten so glücklich ist, dass es mir an Beispielen mangelt: Glückliche waren sie auch vor den Mühlsteinen, und nun sind sie es ebenso. Ihr Leben wird zwar erleichtert, trotzdem kann man im Grunde nicht von ›Erleichterung‹ sprechen, denn niemand hat sich zuvor beklagt! Was sagt das über diese Menschen aus? Zeigt mir das nicht, wie ein Mensch eigentlich sein sollte, das heißt in gnadenvoller Koexistenz mit seiner Umwelt, frei von unangemessenem Streben nach Verbesserung und persönlichen Vorzug? Jeder von ihnen, darin bin ich mir sicher, würde bis zum letzten Tag so weitermachen und niemals nach etwas anderem verlangen; jede Entfernung von hier oder gravierende Veränderung ihrer Lebensweise würde nur zum Schlechten sein; die Gegenwart als Maß für die Summe ihrer Erwartungen sozusagen. – Ein Ort für die Ewigkeit.

An dem Tag, als ich diese Überlegungen anstelle, spreche ich kaum ein sonstiges Wort, sondern beobachte und lerne. Ich habe mir zwischen Brunnen und Mühle eine Bank ausgesucht, von der aus ich die Straße hinauf und hinunter sehen kann, sodass mir nichts entgehe. Daraufhin versuche ich mich im Zählen aller Einwohner, und konzentriere mich nicht nur auf die bereits Bekannten, sondern fahnde auch nach neuen Gesichtern, denen ich noch nicht vorstellig geworden bin. Viele sind es nicht (von denen will ich später Bericht ablegen), und ich merke, dass die Größe der Gruppe meinen Überblick nicht gefährdet. Das erleichtert mich, nebenbei gesagt, denn ich bin ohnehin nicht gewohnt, mir Dutzende Namen zu merken und dazu ihre Stellung in der Gemeinschaft.

Rund und satt, als hätte ich gerade einen großen Schweinebraten verzehrt, schleppe ich mich in der anbrechenden Dämmerung zum Gasthaus, vor dessen Tür mich Anniek bereits erwartet. Wir haben uns genau hier verabredet und sie lacht über meine gebückte Haltung, die daraus resultiert, dass ich etwas unbequem auf der Bank gesessen habe. Sie umarmt mich, ohne mir einen Kuss zu geben, richtet mein Hemd aus und nimmt mir die Laterne aus der Hand, die sie löscht und auf dem Fenstersims abstellt. Drinnen ist eine Feier im Gange.

Obschon weit nicht alle Fornburger erschienen, hat sich der Saal gefüllt und man schaut kaum durch Lärm und Menge. Ich und Anniek werfen uns einen vertrauten Blick zu, der bedeutet, dass wir nicht allzu lange bleiben wollen. Denn das unterscheidet die Menschen, ob sie sich, die Zeit vergessen, bis zur Morgenstunde inmitten von ihresgleichen aufhalten und versinnen mögen; oder ob sie, aller Freundschaftsbande ungeachtet, lieber für sich sind und einen ruhigen Abend mit langem Schlaf bevorzugen. Hier in Fornburg ist all das möglich, ohne in Ungnade fallen zu können.

Wie üblich begrüßt uns Lenn mit zwei Humpen dünnen Bieres, die wir, wie üblich, ablehnen und lieber beim Tee zugreifen, der gerade heiß aufgebrüht worden ist. Marcia schmunzelt und ich erkundige mich nach ihrem Befinden. Denn mir ist aufgefallen, wie es auch ihrem Mann missfiel, dass sie schwangeren Zustands Getränke und Speisen zubereitet und an die Leute verteilt, und nur hin und wieder ausruht. Nun bin ich freilich nicht in der Lage, Marcia zu sagen, was sie tun oder lassen

soll. Doch mit meiner sorgenden Frage kann ich sie immerhin erinnern, dass sie selbst auf sich zu achten habe.

Als wir eine Weile an einem der Tische gesessen haben, lenkt sich mein Blick auf ein dickes, alt wirkendes Buch, das liegt auf einem Tischchen ganz hinten in der Ecke des Raumes. Eben dort, dass man sich nicht daran stört, es einem aber auch kaum auffällt. Oren kommt gerade vorbei, und das ist mir recht, denn insbesondere er muss sich mit Büchern ja auskennen.

»Weißt du, was es mit dem Buch dort hinten auf sich hat?«, frage ich ihn und er hält an. Anniek richtet sich auf und spitzt die Ohren. Oren dreht sich zum besagten Buch und schmunzelt:

»Hat es euch noch niemand gezeigt?« – Er geht fort und holt es zu uns zum Tisch. Einige Sekunden bleibt es vor mir liegen: Recht groß und schwer, ein dicker Ledereinband, mit zwei Schnallen und einem Emblem am Buchrücken, das an einen Greif erinnert. Sonst ist das Buch von außen nicht weiter gestaltet.

Zögernd, als liege ein großes Mysterium vor mir, schlage ich die erste Seite auf und lese: »Ahnennbuch der Fornburger, Erweiterung zur Chronik, Beginn: 20 Tage vor der ›Großen Flut‹.«

»Was ist die Große Flut?«, fragt Anniek zu recht und beinahe hätte ich die Frage vor ihr gestellt.

»Die Große Flut ist ein bereits Jahrhunderte zurückliegendes Ereignis, und obwohl man glaubte, dass dessen Einzigartigkeit Anlass genug sey, den genauen Zeitpunkt nicht näher anzugeben, geriet er doch langsam in Vergessenheit. Heute sagen wir nur noch: ... ›vor Jahrhunderten‹. Genauso gut könnten auch die Einwohner vor zweihundert Jahren von ›vor Jahrhunderten‹ gesagt haben.«, erklärt Oren.

»Die Große Flut ist also nichts weiter als ... eine Sturmflut, die besonders weit nach Fornburg reichte und für Zerstörung und vielleicht sogar Tote sorgte?«

»Keine Ahnung, das kann schon sein. Es gibt keine weiteren Aufzeichnungen darüber, und mir scheint sogar die Vermutung berechtigt, dass hier einfach nur ein Gerücht über die Generationen mündlich weitergetragen wird. Selbst das Buch scheint mir nicht Jahrhunderte alt, vielleicht gerade einmal hundert Jahre.«

Daraufhin blättere ich im ›Ahnenbuch‹, und es ist seitenweise gefüllt mit Stammbaum-Skizzen, Linien und Ableitungen, einer Menge Fragezeichen hinter den Geburts- und Sterbejahren, die auffälligerweise nur die Jahreszahl, nie den Tag oder Monat von Geburt oder Tod zeigen. Offenbar ist den Fornburgern die Angabe vom Jahr hinreichend genau. Auch sonst scheint es sich nur um eine lose Ansammlung von Verwandtschaftsverhältnissen zu handeln, quasi zur Orientierung oder zum Nachschlagen des einen oder anderen Namens. Und die meisten hatten wohl schon immer hier gelebt.

Erst auf den letzten Seiten hat jemand mit andersfarbiger Tinte zu den Namen ergänzt, wann diese nach Fornburg gekommen sind. Und so muss ich zwangsläufig auf unsere Namen stoßen, selbstverständlich mit einem Ankunftsdatum vor nicht allzu langer Zeit.

»Hast du das eingetragen?«, wird Oren von Anniek zur Rede gestellt, und er nickt: »Wenn euch das Buch so wichtig ist und sozusagen die ganze Geschichte Fornburgs wiedergibt, wieso liegt es dann nicht bei dir im Buchladen?«

Er antwortet, dass es hier im Gemeinschaftshaus besser aufgehoben sey; und auch hinsichtlich seiner Wichtigkeit sey es nicht so erheblich oder gar unersetzbar. Nein, Oren erklärt, dass Fornburg durch die Einwohner und ihre Erinnerungen selbst lebe; und nicht durch jahrhundertelange Aufzeichnungen, deren Richtigkeit sich bald nicht mehr überprüfen ließen (wie man an der Nennung der Großen Flut beispielhaft erkennen kann). Stattdessen gilt das ungeschriebene Gesetz, dass es durchaus in Ordnung sey, wenn einige Dinge in Vergessenheit geraten. Schließlich fragt auch niemand mehr nach dem Schicksal des gelben Laubs vom letzten Herbst. Es verschwindet einfach.

Derweil bemerke ich noch eine weitere Entwicklung, von der ich nun berichten will – dem weiteren Ausbau des Schulhauses.

Wie ich dereinst schrieb, galt es hierfür ein leerstehendes Gebäude instandzusetzen. Im Folgenden sah sich Darren, der sich mit Holzarten und Reparaturen dieser Art am besten auskennt, die auszubessernden Stellen an und tauschte, wann immer er Zeit fand, beschädigte Fassadenteile, Möbelstücke oder Teile der Dachkonstruktion gegen neue Konstrukte aus. Zu meinem eigenen Erstaunen sind in diesen

Tagen beinahe alle, die sich auf ein Handwerk verstehen, besonders aktiv gewesen, und während die einen sich der Mühle zuwendeten, konnten die anderen nicht genug von neuen Aufgaben an anderen Baustellen, wie der Schule, bekommen. Sogar Divanno offerierte ein ungeahntes Handwerk und kramte eine alte Drechselbank aus dem Schuppen hervor, die, freilich, mit Muskelkraft betrieben werden musste. Aber immerhin hatte er Gelegenheit, pro Tag ein gutes Dutzend schön geformte Knaufe, Griffe und Stangen herzurichten, aus denen Darren ein halbes Treppengeländer für das Schulhaus zusammensetzte. Wie immer suchte auch ich meinen Platz und bot immer wieder Hilfe an. Da ich jedoch in keinem Handwerk wirklich geübt bin, fasste ich lediglich hier und da mit an, stützte eine Leiter oder trug ein paar Gegenstände von Links nach Rechts. Allesamt schienen bestrebt zu sein, nun da die Mühle wieder lebte, auch allen anderen liegengelassenen Aufgaben und Erfordernissen vermehrt Zuwendung anheimfallen zu lassen. Wie das eben so ist, wenn man durch eine erfüllte Unwahrscheinlichkeit motiviert wird.

Jedenfalls gestalten sich die Räumlichkeiten des Schulhauses immer mehr in einer Weise, wie man sich Gebäude dieser Art auch vorstellt: Hell (da endlich die Scheiben geputzt wurden), reinlich und geräumig. Die an der Seite stehenden Tische und Bänke (einige bedurften noch einer Instandsetzung) beflügeln meine Fantasie, wie vielfältig das spätere Klassenzimmer eingerichtet werden konnte: Strukturierte man damit Arbeitsgruppen oder stellte man Gleichberechtigung der Meinungen durch eine kreisrunde Tischform dar? Ich merke, dass auch Anniek sich diese Frage stellt: Immer wieder ging sie durch die Flure, von Raum zum Raum, und lebte, als wäre sie zuvor tot gewesen. Eine unvermutete Eleganz blühte nun aus ihrem Geist, sprühte Frohsinn und Weitsicht auf die Mitmenschen, erfreute mein Herz. Und abermals wurde mir bewusst, dass ich niemals mit einem anderen Menschen zusammenleben wollte.

In einem der Zimmer hatte jemand den Holzofen ausgekehrt, geölt und gereinigt. Zwei Kinder trugen Holzscheite herein und stapelten sie daneben auf. Dann brachte Clyde, ich weiß nicht woher, ein etwa ein Meter hohes Glutbecken, das schimmerte, als sey es aus Bronze geschmiedet. Drei Beine stemmten es vom Boden ab und in die aufsitzende Schale ließ sich dann die Glut einfüllen. So etwas hatte ich

schon lange nicht mehr gesehen, Anniek noch nie. Ich erklärte ihr, dass sich im Winter damit jene Räume heizen ließen, die über keinen Ofen verfügen.

Unter dem Dach hämmerte es unentwegt, weil Darren neue Stützen einsetzte und die Dachschindeln erneuerte. Diese fertigte er aus der Sicheltanne und dichtete sie am Rand mit Kiefernharz ab, das er zwar immer vorrätig hatte, aber erhitzt und verteilt werden musste – eine »klebrige Schinderei«, wie er mir versicherte.

Insgesamt würde es wohl nicht mehr lange dauern, und der Unterricht konnte beginnen, das sah auch ich.

Am nächsten Morgen gehe ich frischen Mutes ans Tagewerk und habe große Pläne: Nun, da die Sache mit den Sandsteinen zunächst abgehakt ist, will ich mich meinem zweiten großen Versprechen widmen – der Herstellung von Waldglas. Paradoxerweise bin ich für dieses Unternehmen zuversichtlicher, obschon erst ein Ofen gebaut werden muss und es auch an Materialien, Quarzsand und einem Flussmittel wie Pottasche, fehlt. Doch das Erzeugnis, so schlecht das Glas auch sey, würde gute Dienste tun und es ließen sich — vielleicht — sogar einige der fehlenden Fensterscheiben am Schulhaus ersetzen. Aber das liegt noch in weiter Ferne.

Verständlicherweise habe ich noch niemals Glas hergestellt, auf diese oder sonst eine Weise, sodass ich mich auf Wissen und Vernunft berufen muss. Es ist ja nun bei jeder Tätigkeit, das das Theoretische strikt von der praktischen Anwendung zu trennen gilt, denn beides muss nicht zwingend übereinstimmen. Aber irgendwie haben es auch unsere Vorfahren vor Jahrhunderten geschafft, aus ganz einfachen Naturmaterialien so etwas wie Glas herzustellen – das sollte uns also auch möglich sein, zumal wir wissen, welches Endprodukt zu erwarten ist!

Freilich muss zunächst alles gründlich überdacht werden. Denn anders als bei den Sandsteinen kenne ich mich mit Glas nicht aus, kaum mit seiner Herstellung. Trotzdem würfelt die Motivation in mir, auch diese Aufgabe erfolgreich abzuschließen und den Fornburgern eine weitere nützliche Sache zuzutragen.

Nicht wissend, was mich erwarten soll, gehe ich an diesem Morgen, nachdem ich und Anniek mit unserem Kahn von Ibyko übergesetzt haben, in Richtung des Marktplatzes. Anniek hatte den ganzen Morgen geschwiegen und es ist wohl so eine Art Entgegnung auf mein bedächtiges Grübeln, wie weiter vorzugehen sey. Schon immer habe ich diese Eigenart, mich zeitweilig ganz auf eine Sache zu konzentrieren, und dabei selbst die geliebten Menschen zu ignorieren. Aber das ist nur Schein; richtig ist, dass ich sehr wohl das Ungemach wahrnehme, das ich mit meinem vorgehenden Stursinn anrichte. Doch würde ich mich auf beides besinnen, wäre es wie im sonstigen Leben: In beiden Dinge bewirkte man nur Mittelmäßiges.

»Anniek! Erinnerst du dich noch, wie Aswin gestern von der bevorstehenden Mahd erzählte?«

»Nein, das habe ich nicht gehört.«

»Jedenfalls war er gestern im Gasthaus und schwärmte von heute und den folgenden Tagen, wenn auf den umliegenden Wiesen das Gras gesenst und zusammengetragen wird. Offenbar ist es jetzt die beste Zeit dafür. Ich will mich umhören, ob ich dabei helfen kann. Nicht nur, dass ich gerne einmal mit einer Sense um mich schwingen möchte, nein, vielleicht komme ich dabei auf andere Gedanken.«

»Tue das, ich finde schon eine Beschäftigung. Sehen wir uns dann heute Abend?«

Dazu nicke ich zwar, aber mir ist dennoch unwohl:

»Höre, Anniek.«, gehe ich wieder auf sie zu und halte sie an der Schulter, obwohl sie sich schon umgekehrt hat: »Wisse, dass mir im Leben nie etwas so lieb ist, als in deiner Nähe zu sein. Diese unumstößliche Wahrheit kann ich nicht verdrehen, mich ihr nur unterwerfen. Und ich tue es gern! Du bist mein Leben, und ohne dich habe ich keinen Grund hier zu sein. Aber in meinem Geist sitzt auch ein Dämon, der mich ständig zu neuer Arbeit und neuen Interessen treibt, denen ich nachgehen will, um mich daran zu erfreuen und zu bilden. Der Dämon jedoch hat keinen Einfluss auf meine Gefühle für dich — nein, du gehörst ganz mir.«

»Was willst du denn nun sagen?«, lächelt sie so bezaubernd, dass ich fast ohnmächtig werde, und freilich auf meine komplizierte Ausdrucksweise anspielt.

»Ich will dir sagen, Anniek, dass ich mich heute wegen der Arbeit von dir abwende, aber du in meinem Geiste vor mir stehst. Dass wir heute getrennte Wege gehen, und mich doch über meine Erinnerungen mit dir verständige. Dass es aussieht, als gehe ich den Weg für mich, und tue es doch für uns beide. – Ich will sagen, dass ich dich liebe, und ...«

»Es bedarf keiner Rechtfertigung, auch wenn sie anmutig formuliert ist. Allein das ›Ich liebe dich‹ soll mir Anreiz genug sein, jede Minute ohne dich zu bedauern; und gleichermaßen mit jeder Minute auf ein Wiedersehen zu hoffen, und in hoher Sehnsucht zu beten, dass du unbeschadet wiederkehrst. (Damit meine ich deinen kleinen Unfall im Steinbruch!) Und ich wünsche dir Glück und Weitsicht auf deinem Weg, damit du wieder heimkehrst und mich aufs Neue erfahren lässt, warum mein Dasein einen Sinn haben kann. Du siehst, auch ich mag verdeutlichen, was du mir bedeutest, obschon sich unsere wahre Bindung nicht an Worte kettet, sondern an Erinnerungen und Gefühle. Und ersetzt nicht ein einziger Kuss ein ganzes Buch an Worten?«

»Das ist schade, finde ich.«

»Da spricht wohl der Schriftsteller aus dir.«, lacht sie, streicht mir über die Wange und legt ihre Stirn auf meine, als haben sie schon immer zusammengepasst.

Wir bringen kein weiteres Wort über die Lippen. Alles Notwendige wurde gesagt. Und insgeheim wissen wir, dass so eine umfangreiche Verabschiedung, obwohl sie nur für ein paar Stunden gilt, nicht jeden Tag ausgesprochen werden wird, aber trotzdem nie eine Zeitverschwendung sein kann. Dass wir auch eine Stunde hätten so stehen und uns berühren können, und sollten wir letztlich nur einen halben Tag getrennter Wege gehen. Für so etwas muss im Leben immer Zeit sein, oder man lebt kein Leben, sondern Zwang.

Bald entdecke ich eine Gruppe, die sich in die westlich von Fornburg liegenden Hügel aufmacht, um die Mahd in diesem ausgehenden Sommer zu beginnen. Die Schnitter sind dafür gut vorbereitet: junge Männer und Frauen tragen bequeme Arbeitskleidung und einen weiten, vor der Sonne deckenden Hut. Sie schreiten, ein Liedchen singend und pfeifend, voran, und begrüßen meine Anteilnahme sehr. Auch eine Sense mit Puppenfänger gibt man mir sogleich in die Hand, sowie den Rat, mir

die Hände mit etwas einzufetten, das in einer Dose herumgereicht wird. Dem Geruch nach ist es Fischfett, oder ein Erzeugnis daraus, und soll wohl besser gegen Blasen an den Händen schützen als jeder Arbeitshandschuh. Mit uns gehen vier Kinder, denen, wie man mir erklärt, die Aufgabe zukommen soll, das Heu in Form von Garben aufzustellen, dass es trocknen kann, solange nicht der feuchte Herbst darüber herfällt.

Als wir die großen Wiesen erreichen, macht man sich ans Werk, ohne erst eine bestimmte Position einzunehmen. Nur verteilen solle man sich gut!, unterweist mich der alte Sigurd, und zeigt mir auch gleich den Umgang mit der Sense. Nach einigen Übungsschlägen kehrt sich mein Talent für diese Art von Arbeit hervor, sodass mir bald ganze Haufen umgemähten Grases zu Füßen liegen. In der Tat finde ich die Tätigkeit so erheiternd, dass es nicht lange dauert, bis auch ich eine Melodie im Takt meines Sensenschwunges trällere, und die Welt um mich herum vergesse.

Keine Frage – es ist eine anstrengende und schweißtreibende Arbeit, bei der man sich zu konzentrieren hat, wenn man nicht einbeinig nach Hause humpeln will. Dass wenigstens einmal pro Stunde die Arbeit unterbrochen werden muss, um die Klinge zu wetzen, ist außerdem nicht als Pause zu verstehen. Eine solche gibt es erst gegen Mittag, als wir uns im Schatten zusammenfinden und das Brot teilen.

Darunten, in der Niederung, sehe ich Fornburgs leuchtende Silhouette, das sich inmitten der wilden, un bebauten Küstenlandschaft so sehr absetzt wie eine Insel im Meer. Derweil sind auch andere Fornburger zu uns gestoßen, darunter Catla, doch vergeblich schaue ich nach Anniek. So war es ja auch nicht abgemacht. Die Neuankömmlinge jedenfalls erklären, dass sie nun, da das hohe Gras niedergemäht ist, nach Pflanzen zum Färben und Kornflechten Ausschau halten wollen. Also verteilen sie sich auf der lichter werdenden Wiese und legen Seltenes in ihre Körbe, wie ich mir zeigen lasse: Ginster für gelbe Farben und die reifen Kreuzdornfrüchte für Grün. Catla schält zusätzlich die Rinde von einigen Bäumen und schildert auch deren färbende Wirkung.

Gleichzeitig wird Material zum Kornflechten gesammelt; hier auf den Anhöhen, fern der bevorzugten Standorte von Weiden, landet vorrangig Hartriegel und

Pfriemenginster im Korb und wird noch vor Ort auf Biegsamkeit und andere Eigenschaften begutachtet.

Lachende Kinder eilen überall umher: Die Jüngeren jagen sich um die Puppen und die etwas Gewissenhafteren stellen sie zu solchen auf. Schon kurz nach Mittag stehen Dutzende davon im Felde, leuchten gelb in der Sonne und sehen aus wie Felsen in einer See aus umgelegtem Gras. All das treibt mir ein stolzes Schmunzeln ins Gesicht, denn ich war ja nicht unerheblich daran beteiligt! Schnaufend wische ich mir den Schweiß von Stirn und Armen, an denen die kurzen Halme klebengeblieben sind.

Eine Zeit vergeht, da bemerke ich, wie fleißig ich wirklich gearbeitet habe: Unbewusst war ich beim Schnitten immer vorangelaufen – seltsamerweise den Hügel hinauf – und hinterließ eine deutliche Schneise, die durch das hüfthohe Gras zurück zur Gruppe führen musste. Wie ich mich umsehe, kann ich keinen Fornburger mehr erkennen und stehe einsam in der Landschaft; selbst Fornburg liegt so weit in der Ferne, dass ich kaum drei Häuser mit dem bloßen Auge zu unterscheiden vermag!

Schaue ich jedoch in die entgegengesetzte Richtung, so bemerke ich, an der Flanke eines beeindruckenden Inselberges wachend, eine winzige, kaum als solche erkennbare Hütte. Und schaue ich dem Verlauf der durch die Mahd in die Landschaft gerissenen Schneise nach, so habe ich mich gänzlich unbewusst fast genau auf dieses Heim zubewegt. In den Armen müde, lasse ich das Mähen sein und hucke mir die Sense auf die Schulter.

Es ist ein eigenartiger Anblick: Ganz in der Nähe des Berges versteilt sich die Hangneigung, dass man sich zu stehen müht. Dann erscheint der Hügel weitgehend kahl, nur ganz oben in der Mitte mit einem Forst bewachsen. Ferner ist diese eigenartige Aufwölbung, die mich an einen gewaltigen Busen erinnert, einzigartig in der gesamten Umgebung – und das ist insofern bemerkenswert, als dass mir diese Tatsache zuvor nicht aufgefallen ist.

Einen weiten Schatten wirft der hoch thronende Wald auf das umliegende Gebiet, und auf mich. Zweifelsohne ein hervorragender Ausguck, denke ich mir und spähe schärfer auf die abgelegene Behausung. Vielleicht würde auch ich derweil beobachtet?

Behutsam – denn es mag einen Grund geben, weshalb sich jemand ein so einsames Heim aussucht – schreite ich voran, stets die Augen auf die Hütte und den Wald gerichtet. Baufällig sieht sie aus, die geheimnisvolle Bude, und selbst der aus Feldsteinen gesetzte Kamin-Abzug scheint beim nächsten Windstoß in sich zusammenzufallen.

Mich persönlich reizen Gelegenheiten wie diese sehr: Ganz kindlich ist dann mein Verlangen, der Neugierde erschöpfend nachzugeben, und das, was längst vergessen worden ist, zu erforschen. Dass in dem Häuslein tatsächlich jemand wohnt, zeigen mir die seitlich vom Haus in ein Gatter gesperrte Schafherde sowie die zierlichen, gepflegten Obstbäume, deren Schatten sich auf Veranda und Vordertür niederwerfen.

Wie ich endlich vor dem Haus stehe, öffnet sich unverhofft die Tür. Ein Mann, dessen Gesicht zunächst durch eine breite Hutkrempe verdeckt ist, tritt heraus und bewegt sich, als habe er mich noch nicht wahrgenommen. Aber das stimmt nicht.

Von nachdringlicher Intensität stapfen seine Holzschuhe voran, immerfort auf ein Blumenbeet zu, das er mit derjenigen Gießkanne gießt, die er in seinen zittrigen Händen umkrallt. Obschon ich mitten auf seiner Veranda stehe, ist er wortlos an mir vorbeigegangen, als sey ich unsichtbar! – Das erstaunt mich immens und lässt mich sogleich die drängelnde Frage vergessen, wie ich den Fremden anzusprechen habe. Und endlich, als das Licht gerade günstig auf sein altes Gesicht fällt, erkenne ich, dass es der Isolat ist, den ich zuletzt im Graublatttal gesehen habe!

Vor Freude lachend lasse ich die Sense fallen und reiche ihm die Hand zur Begrüßung. — Er reagiert nicht auf mich.

Ob er blind geworden ist?, frage ich mich, auch wenn das nicht erklärt, wie er dann mein Lachen ignorieren kann. Ob er blind und taub ist?

Mit fragenden Augen sehe ich ihm nach und folge seinem Weg: Nun ist er hinüber zu seiner Werkbank gegangen und greift zielsicher einen Hebel und ein halb vollendetes Gestell aus biegsamen Ruten; es soll wohl eine Raufe für seine Tiere werden.

»Du bist nicht blind, oder?«

»Ich habe dich schon wahrgenommen, da hast du meinen Flutberg noch nicht einmal gesehen!«

»Flutberg?«

»Ich nenne ihn so, weil ich mich hier oben vollkommen sicher vor herannahendem Wasser fühle. Was dagegen?«, grummelt er.

»Warum begrüßen wir uns nicht, wie wir voneinander Abschied nahmen? Sind wir nicht länger in Freundschaft verbunden?«

»Weißt du, jemand, der, wie ich, zu viel Schrecken gesehen hat, dessen Herz verdunkelt sich, erkaltet, läuft langsamer ... und leidenschaftsloser. Mit Freundschaft hat das nichts zu tun, doch mit Alter. Nur mit Alter.«, erklärt er sich und arbeitet weiter. Nun gilt es an mir, seine eigenbrödlerische Ansicht zu akzeptieren ... oder zu verschwinden.

Dass der Isolat ein besonderer Kerl ist, hatte ich längst verstanden. Und obwohl er mich so unhöflich anfährt, meint er es in seinem schweren Herzen gewiss nicht so. Auch ich habe, an Tagen leidigen Gemüts und finsterner Stimmung, schon oft von Freunden und Kollegen unausgesprochenes Verständnis für kühle Worte und Gesten erwartet. Insofern verzeihe ich ihm sein Raunen. – Und ist nicht das, was wirklich jeder Menschen gleichermaßen verdient hat, das ehrliche Wort?

Betrachte ich mir den Greis genauer, sind Spuren fortgeschrittenen Alters tatsächlich unübersehbar: Noch gebrechlicher als in meiner Erinnerung stellt er sich dar; mit doppelt so vielen Falten im Gesicht und auf den Handrücken. Immer wieder stützt er sich auf die ihm am nächsten liegende Gelegenheit.

Er bemerkt, wie ich ihn diesbezüglich anstarre und antwortet, bevor ich frage:

»Ich verberge nicht, was ich bin. – Sich nicht verstellen zu können, ist eine Stärke, keine Schwäche!«, rechtfertigt er sich und kehrt sich verlegen von mir ab.

»Das sehe ich ebenso!«, beruhige ich ihn, und ein neuer Aspekt unserer ungewöhnlichen Freundschaft öffnete sich:

»Meine wesentliche Stärke liegt vermutlich darin«, fahre ich fort: »genau zu wissen, worin meine Schwächen liegen, und danach zu streben, diese auszugleichen. Gleichsam ist es meine Schwäche, alle meine Stärken zu wissen und sie für unfehlbar zu halten.«

»So lässt sich offen und unverblümt eingestehen, dessen man unfähig ist, nicht wahr?!«, ergänzt er.

Nun schaut er mich wieder mit offenem Gesicht an, und der alte Wert unserer Begegnung ist, zu unser beider Freude, aufs Neue entflammt. – Eine Freundschaft, so eng, als haben sich zwei gefunden, von denen der eine stets die obere Hälfte des Brötchens bevorzugt, die andere verabscheut; bei dem anderen es genau umgekehrt ist ...

Schmunzelnd weile ich neben ihm und bestaune sein ausgereiftes Handwerk, wenschon er sich primitivster Werkzeuge bediente: In der Tat sieht ein jedes Brett, eine jede Schindel so aus, als sey sie allein mit einem Beil zugerichtet worden. Doch mit Fleiß und unermüdlichem Willen hatte er sich all das so zusammengebaut, wie eine Gruppe von Männern mit guten Werkzeugen in einem Drittel der Zeit. An seinem Lebensziel hat sich also nichts geändert:

»Noch immer wohnst du so einsam ...«. Bewusst vermeide ich die mich ebenfalls interessierende Frage, auf welche Weise er vom Graublatttal hierher gelangt sey. Wohl auf ähnlich geheimnisvollem Wege wie Darren und Catla?

»Du kennst mich noch nicht lange«, beantwortet er mit mahnender Stimme, »darum möchte ich dir sagen: Unwohl fühle ich mich unter so vielen Menschen. Stattdessen führe ich ein zurückgezogenes und philosophisch fundiertes Leben, das sich dem Sinn, Werdegang und Ende des Daseins widmet.«

Es liegt mir fern, diese Einstellung als »narrisch« zu verhöhnen; denn gewiss kann man auch mir so etwas nachsagen!

»Absichtlich will ich hier draußen leben!«, ergänzt er, »Und wenn ich eines Tages einfach sterbe, dann ist das gut! Denn ich habe nach meinem Willen gelebt!«

»Dafür, dass du hier draußen ganz alleine lebst, hast du aber viel Sorge getragen, dass dein Heim gut begrenzt wird!«, setze ich mich auf die etwa hüfthohe Steinmauer, die einen Teil der Anlage umgibt (im Rücken hat er ja den Wald auf der Kuppe des Inselbergs): »Hast du Angst, dass du bestohlen werden könntest?«

»Sprichst du wirklich von Besitz, nach allem, was du zweifelsfrei in Fornburg gesehen hast?«

»Nun ...«, stottere ich verunsichert.

»Man kann nur Dinge besitzen, deren Verlust man nicht umkehren kann. Zum Beispiel seinen Leumund!«, schulmeistert er. »Und außerdem«, geht er mit erhobenem Finger auf mich zu, »würde ein Mensch, auch wenn er auf einer weiten Wiese lebte und keine wilden Tiere zu fürchten braucht, immer instinktiv einen Verschluss errichten (wenn schon kein Haus), einen Zaun oder ein Bollwerk, hinter dem er sich verbergen und sicher fühlen kann. Das liegt in der Natur des Menschen. Auch wenn er das gefährlichste Tier von allen ist, und sich mit zehn Gewehren bewaffnet, wird er des Nachts, wenn er ohne Bewusstsein ist, trotzdem eine sichere Bleibe schaffen wollen.«

Da hat der Isolat gewiss nicht unrecht, denn auch ich erfreue mich, wenn auch nur innerlich, an der Sicherheit, die die Insel Ibyko uns verheißt – einen Platz zum retirieren.

Plötzlich bietet er an, mit mir ein Stück über ›sein Land‹ zu gehen, damit er mir alles zeigen könne; es scheint, als sey das Eis endlich gebrochen und er wieder der Alte, den ich kenne und mag. Schon bei den ersten Schritten führt er mir erklärend vor Augen, dass mir der Spaziergang ›zustehe‹. Denn nach seiner Auffassung würde während eines Spaziergangs sehr viel mehr Dialog entstehen als beim bloßen Beieinandersitzen. Und natürlich fragt er auch nach Anniek; es wundert mich nicht, dass sie ihm in Erinnerung geblieben ist:

»Ich beneide dich um dein seliges Dasein mit deiner Gefährtin. Und dass ihr glücklich seid, dessen bin ich mir gewiss!«

»Ist das so eindeutig?«, scherze ich und er antwortet sogleich:

»Nicht weniger eindeutig als der Mistel-Ballen dort drüben an der Pappel.« – Ein schöner Vergleich, finde ich.

»Sicherlich bin ich glücklich mit ihr, denn sie ist das Maß meines Lebens: Sie ist ..., du weißt, und wie soll ich es umschreiben?, sie ist, was immer ich wollte, noch bevor ich danach verlangte! Und wäre ich heute nicht mit ihr zusammen, so wäre sie das unzweifelhaft anzustrebende Idealbild, das mich bindet und fasziniert. Und doch wäre sie ein recht scheußliches Ideal, denn man könnte es nie erreichen!«

»Aber hier bist du mit ihr zusammen; das Ideal ist zur Wirklichkeit geworden, die du tagtäglich zu Gesicht bekommst.«

»Und wie wohl mir das ist und wie sehr ich das brauche!«, setze ich in seinem Ansatz fort, »Hast du noch keinen gefunden, der an deiner Seite ist? Falls das überhaupt eines deiner Ziele ist?!«

»Weißt du, ich habe mit dieser Welt kein Wort mehr zu wechseln; mit keinem Menschen und keiner Laune. Ich halte mich fern von Liebe, Hoffnung, Unglück. Genau genommen haben die Menschen und ihre Belange keine Wesentlichkeit – weder auf diesem Planeten noch in diesem Universum. Wer das in jungen Jahren nicht erkennt, wird vom Leben nichts haben!«

Seine ablehnende Haltung zur Welt verstehe ich; sie begründet sich auf eine große (unausgesprochene) Enttäuschung, und das hat er mir schon bei unserer letzten Begegnung dargelegt. Aber dass sein Herz so erkaltet ist? Obwohl er offenkundig Freude für mich und Anniek empfindet? Und obschon er in diesem Moment mit mir redet? Einem Wesen, dessen »Belangen keine Wesentlichkeit zukommt«?!

Dann sagt er etwas, das wirft Licht in das Dunkel seiner Verbitterung:

»Der Mensch hat sich zu einem eigenartigen Wesen entwickelt: Er erwartet für jede Tat einen Gegenwert, sonst fühlt es sich ungerecht an. – Vielleicht sollte die einzige Tugend, der wir uns hinzugeben entschließen, die Selbstlosigkeit sein.«

Dann hält er inne und starrt auf den Horizont. Ob die Einsamkeit seiner Existenz etwas mit Geben und Nehmen, Gier und Großmut zu tun hat?

Um das Thema zu wechseln, komme ich auf meine derzeitige Aufgabe zu sprechen, und er zeigt sich interessiert an den handwerklichen Fortschritten, die Forburg derzeit erfährt. Andererseits scheint ihm selbiges gleichgültig zu sein, und ich spüre mit Gewissheit, dass es vergeblich wäre ihm anzubieten, einen Teil der neuen Technik mitzunutzen oder ihm gar hierher zu bringen. Als denken wir mit demselben Hirn, kenne ich seine Antwort, bevor ich den Satz zuende formulieren kann. Der Isolat würde wohl, auch wenn er ein gelegentliches Gespräch mit einem Besucher nicht ablehnt, niemals fremde Hilfe annehmen, wenn das Nützliche nicht aus seiner eigenen Initiative entstanden wäre.

»Wie ich sagte, will ich mich in Zukunft mit einer Glashütte beschäftigen. Du weißt nicht zufällig eine gute Quelle für Pottasche?«

Meine beiläufige Frage, von der ich hoffe, er würde sie nicht als einzigen Grund für meinen Besuch verstehen, regt ihn tatsächlich zum Nachdenken, und derweil erkenne ich, wie dumm sie ist: Wo sollte es hier schon eine Quelle für Pottasche geben?! In einem Krämerladen?! Nein, man musste sie freilich selbst herstellen, aus veraschten Pflanzen! Das antwortet mir auch der Isolat und betont, dass er sich, von den Grundlagen der Veraschung abgesehen, mit dererlei nie zuvor befasst habe.

Ob er denn nicht auch von einigen Glaswaren profitieren könne, frage ich ihn. Doch stolz verweist er auf seinen geschnitzten Holzbecher, und mehr brauche er nicht, das aus Glas geschaffen sey. Dasselbe antwortet er bezüglich meiner Frage nach einer bekannten Quelle für Eisenerz, und sey es Raseneisenerz. Doch er weiß davon nichts und wiederholt, dass er keine neuen Gegenstände brauche, denn keine davon ließen sich ins Nachleben überführen und seien an diese Welt für immer gebunden.

Hier merke ich auf: Er spricht von einem ›Nachleben‹ – nach diesem?! Doch in welcher Welt befinde ich mich dann derzeit? Lässt sich diese Überlegung als philosophisches Rätsel ansehen, für das es keine eindeutige Lösung gibt?

Davon abgesehen fällt ihm doch etwas ein: »Es heißt, dass die Fornburg, die heute als Ruine unweit der Küste steht, früher sehr umkämpft gewesen sey. Vielleicht finden sich unter ihren Trümmern oder in einem Teil des eingestürzten Gewölbes, das bis heute nicht freigelegt ist, noch irgendwelche metallischen Reste, die sich einschmelzen ließen? Du weißt schon: Pfeilspitzen, Rüstungsteile, Schwertschneiden und dergleichen mehr.«

Erstaunt bedanke ich mich für diesen vorzüglichen Gedanken, der mir die vielleicht glücklose Suche nach natürlichem Eisenerz erspart, wenn auch nur verkürzt. Trotzdem soll es noch ein langer Weg sein, wie ich davon später berichten will.

Nunschon fällt mir etwas Bemerkenswertes ins Auge, das ich zuvor, blind von Erfahrung und Übertragung derselben auf neue Situationen, nicht habe bemerken wollen: Denn womit auch immer ich agiere, mit wem auch immer ich zu reden gezwungen bin – stets habe ich dazu nichts anderes bei der Hand als die bedachte Gestik und den höflichen Umgang; und mit beiden hat man geschickt umzugehen, wenn man auf fremde oder bekannte Menschen trifft. Hier, in und um Fornburg, hat man

eben nichts anderes, und man wurde Mensch durch sein Wesen und nicht Mensch durch seine Habe. Und ferner lässt sich feststellen: Nirgendwo sonst würde den anderen die Faulheit oder der Fleiß so sehr ins Auge fallen, oder die Einsatzbereitschaft oder dass jemand das falsche Handwerk betreibt. Und nirgendwo sonst hätte man sich mehr auf Instinkt und Moral zu verlassen. Was mich betrifft, so behaupte ich von mir, dass ich zuweilen nicht das richtige zu sagen weiß oder auf eine Aussage korrekt zu antworten. Doch weiß ich immer so zu handeln, dass ich unantastbar bleibe, Vernünftiges und Rechtes tue.

Eine Stunde verfliegt wie nichts, als wir wieder an seinem Heim eintreffen; derweil hat er mir seine Schafherde vorgeführt, das Meckern seiner Ziege, Kunststückchen mit dem Hund, und er zeigte mir auch einen kleinen Garten, schöner, als ich in Fornburg je einen gesehen habe. Offenbar sucht er, trotz seiner Entscheidung zu störrischer Isolation, auch gelegentlich Fornburg auf, um Brot und Samen gegen Ziegenmilch und Schnitzereien zu tauschen. Besonders im Frühjahr, betont er, wenn er sich den Winter über von schrumpeligen Äpfeln und alten Nüssen aus seinem Vorrat ernährt hat. Warum er nicht in der Fornburger Geselligkeit überwintert, frage ich gar nicht erst.

Ob er sich zu jener Sorte Mensch zählt, die instinktiv große Menschenansammlungen, sprich: Städte, meidet? Die aber dennoch das seltsame in ihnen begrüßt und wertschätzt? – Etwa Gassen, zwischen deren Pflastersteinen Moos wächst, weil sie schon so lange nicht befahren worden sind? Das könnte passen, meine ich, und mache ein nachdenkliches Gesicht, sodass er es nicht sieht. Denn wie ein Raubtier wittert auch er jede Form von Schwäche und Zweifel, Lüge und Verrat. Obgleich mir Letzteres nie in den Sinn gekommen wäre, halte ich mich doch selbst für den größten Zweifler der bekannten Welt; zwar auch mit dem Geist des Naturforschers, doch zweifeln, dass ich keine Sache für absolut hielte. Ausgenommen vielleicht meine beständige Verliebtheit in Anniek.

Ebenso wie ich fürchte, dass seine Erfahrung mich durchschauen wird, achte und ehre ich sein Wesen mit eben jenem Maß an Sittlichkeit und Zuversicht, dass mich auch den Rest der Welt mit staunenden Augen erleben lässt: Als wäre es mir an Aufgaben nie zu viel, bewundere ich sein Können und beneide, dass ich vieler seiner

Fertigkeiten nicht fähig bin, vielleicht nie habhaft werden kann. Es sind derer Vier, so wie ich das bisher weiß: Erfahrung, Wissen, Leumund und Ehre.

Erfahrung ist etwas, das nur gewonnen werden kann. Wissen lässt sich gewinnen und verlieren. Leumund, das kann man ausschließlich verlieren. Und Ehre ist etwas, das mit persönlicher Moral zu tun hat.

All diesen Dingen ist gemein, dass sie einem nicht ohne Weiteres entwendet werden können: Teilweise erlernt, ja, aber nicht durch Raub in Besitz gebracht. Und so fühle ich mich am rechten Platz, wenn auch mit etwas Verspätung. Denn all das – Wissen und Erfahrung aneignen – sind Aufgaben der vorherigen Existenz, des Lebens selbst, wie es die meisten Menschen zu nennen pflegen. Heute lerne ich hier – um Fornburg und von den Leuten aus Fornburg. Das ist in Ordnung, denn ich werde nie zu Lernen aufhören! Nun, ob ich mich je für allwissend halten werde und eines Tages glaube, dass es in diesem feinen Landstrich nichts mehr zu entdecken gibt? Mit der ironischen Fähigkeit des Wahrsagers verneine ich mein Empfinden. Und offenbar ist mein Hellsehen nicht auf diesen Moment beschränkt.

Wie ich erwartet habe, lädt mich mein Gastgeber zum Abendmahl ein und erzählt eine haarsträubende Geschichte, wie er jenes Fleisch erhalten habe, das kiloweise in einer angrenzenden Hütte trocknet:

»Bärenfleisch?«, rufe ich erstaunt aus. »Woher hast du denn Bärenfleisch?«

»Von einem Bären natürlich!«

»Ja, ja, freilich! Ich wusste nur nicht, dass es hier Bären gibt! Keiner der Fornburger hat mich je vor einem gewarnt!«

»Vielleicht wissen sie nichts davon? Ich wusste es auch nicht, bis ich eines Tages vor nicht allzu langer Zeit beim Holz sammeln von einem überrascht wurde. Er verfolgte mich ohne Zögern auf einen Baum, auf den ich geklettert war.«

Dabei betonte er die Worte ›ohne Zögern‹ besonders, um ihnen eine Bedeutung beizumessen, die man sonst wohl nicht nachvollziehen konnte, wenn man nicht selbst schon von einem Bären gejagt worden ist. Jedenfalls berichtete er weiter, dass er, als er an einem Ast hing, mit den Stiefeln nach der Schnauze des Bären getreten habe, um seine Bisse abzuwehren. Dabei habe er ihn tatsächlich im Gesicht getroffen, dass der Bär herabfiel und nach seinem Aufprall und einem kurzen Jaulen reglos

zwischen dem Wurzelwerk liegenblieb. Das kam ihm merkwürdig vor, also hing er noch einige Minuten länger im Geäst. Als er sich schließlich überzeugt hatte, dass so einem Tier derartig ausgekochte Heimtücke nicht zuzutrauen sey, stieg er herab und stach den leblosen Pelz mit einem Stock. Der Bär war tatsächlich tot. So wurde der Jäger zur Beute, zur Nahrungsquelle.

Der Isolat verweist während des Erzählens auf allerlei Beweise, die, neben dem getrockneten Bärenfleisch, das wir kauen, seine Geschichte belegen: Tatsächlich ist vor dem Haus ein Bärenfell aufgespannt, obwohl mir das anfangs gar nicht aufgefallen ist, wohl weil ich es für die Haut eines Wildschweins hielt.

Dann gibt es da noch eine Kette aus durchbohrten Bärenkrallen, eindrucksvoll anzusehen. Schließlich zeigt er mir jenes Messer, das er zum Ausweiden gebraucht habe. Eine Menge Imponiergehabe für jemanden, der zurückgezogen lebt und sonst den Kontakt mit Menschen meidet, denen er sich mitzuteilen traut. Umso mehr wundere ich mich über das Heftchen, das auf einem Beistelltischchen liegt: Es trägt den Titel »Über mein Tötungsverlangen« und sieht handgeschrieben aus.

Als es so stark dämmt, dass selbst die Wolken ihr Grau verlieren, verabschiede ich mich und breche auf. Wie auch beim letzten Mal habe ich die Zusammenkunft genossen und bin mir sicher, dass mich die Erlebnisse noch tagelang, auch im Traum, beschäftigen sollen.

Langsam trete ich meinen Pfad, bedacht, nicht zu stolpern und mich dabei mit der immer noch bei mir getragenen Sense zu verletzen. Wärme – der Rest vom Tag – umgibt mich, streichelt meine Haut und lässt mich an Annieks gewogene Umarmung erinnern, nach der ich mich auch jetzt sehne.

Das Vorankommen gelingt mir leichter als gedacht, obschon es so dunkel ist, dass man kaum die Hand vor Augen sehen kann. Nach einer Weile ärgere ich mich darüber, den Isolaten nicht nach einer Fackel gefragt zu haben, und sey es nur ein brennender Stock. Aber es geht auch so, denn mein Ziel treibt mir nie aus den Augen: Fornburg, das, trotz des kitschigen, jedoch wahren Ausdrucks, am Horizont stets etwas heller erscheint als die Umgebung. An der Summe der erleuchteten Behausungen kann das nicht gelegen haben, denn es ist nur ein Haus, in dem Licht scheint. Auch der neue Mond trägt kaum Licht bei, steht zudem hinter mir.

Wie ich so darüber nachdenke, höre ich in den Büschen ein Rascheln, und kaum, dass ich mir überlegen kann, ob ich dem unheimlichen Geräusch nachgehen will, ruft eine Stimme »Senke deine Sense!«, und Elena tritt hervor

Zu drollig – Aber die Begegnung erinnert mich zu sehr an den Tag meiner Ankunft. Ich frage, was sie so spät hier tue und sie antwortet, dass sie der Spur meiner Mahd gefolgt sey. Ohne Umschweife setzt sie die Frage nach: »Kommst du von ihm?«, und ich sage Ja.

Wie sich herausstellt, hatte sie sich etwas Ähnliches gedacht, als sie sah, dass ich unbewusst auf sein Grundstück zugegangen war. Endlich taue ich auf und wir verhalten und unterhalten uns nicht länger wie Fremde, sondern wie Freunde, die zu Freunden wurden, weil sie ein gemeinsames Anliegen (oder Abenteuer) teilen. Letztlich bin ich froh, dass ich den weiten, unbekanntem Weg nicht alleine gehen muss, und nachdem wir Fornburg erreicht haben, verabschieden wir einander.

In unbeirrbarer Müdigkeit trete ich im Gasthaus ein und finde dort Anniek und andere vor, die sich den Abend vertreiben – offenbar weitgehend zu jenem Thema diskutierend, wo ich so lange verblieben bin.

Dass man sich außerdem über mich unterhält, erkenne ich erst, als ich beim Betreten der Gaststube einen Disput zwischen Vater und Sohn unterbreche; genau genommen bekomme ich noch einige Satzfragmente mit, bevor man mich bemerkt und voneinander ablässt:

»... Du sprichst immer noch mit deiner Mutter!«, schimpft eine Stimme, die ich unzweifelhaft Tjelve zuordnen kann.

»Niemand erwartet«, fährt er im strengen, bestimmenden Ton fort, »dass du ihr dein Leben lang Respekt entgegenbringst. Aber glaube an ihre Liebe und schenke ihr all dein Vertrauen!«

Tjelve pausiert, aber sein Sohn Aswin kommt gar nicht zur Antwort:

»Und auch ich sage dir: Die einzige Gegenleistung, die wir für deine jahrelange Umsorgung und Aufopferung unserer Kräfte erwarten, ist, dass du dein Leben nicht unnötig gefährdest!«

Dann trete ich in Sichtweite, und plötzlich verstummt die Ermahnung. Tjelve, seine Frau Ginde und ihr Sohn stehen gleich vorne bei der Tür – daher habe ich sie so

gut hören können, während ich im Vorraum meine Jacke ablegte. Wie ich die Familie ansehe, starrt sie stumm zurück – nicht mit ernstem Gesichtsausdruck, doch auch nicht freundlich grüßend, gerade so, als sey ich Ursache des besprochenen Streits.

In einer anderen Ecke sitzen drei Kinder beisammen (von denen ich im blassen Kerzenschein nur eines zu identifizieren vermag) und musizieren mit Flöten und einem Saiteninstrument — doch so unscheinbar leise, dass sie einerseits weder stören, andererseits für eine Hintergrundbeschallung sorgen, die dem Gasthaus eine warme, einladende Gemütlichkeit vergibt. Eingewiesen werden sie während ihrer Musik-Stunde von Yista. Ein vielfältiges Talent, denke ich mir.

In dem Moment, da ich Anniek im Gemenge entdecke (sie unterhält sich mit Marcia), muss ich innehalten. Einer Ahnung folgend, will ich mich des mitgehörten Streits zwischen Tjelve und Sohn annehmen, obschon mir eines bewusst ist: Als Neuer im Dorf würde man mir ganz gewiss sofort Anhörung schenken, wann immer ich bei unpassender Gelegenheit ins Gespräch platze, insbesondere mit meinem angeborenen Selbstbewusstsein. Ich bin klug genug zu erkennen, dass diese Entgegnung daraus resultiert, dass man mir Höflichkeit und vorgegebene Gastfreundschaft entgegenbringen möchte, deren Anstand ich zu erweisen habe. Natürlich vertraut man mir nicht, das steht mir auch gar nicht zu! Wer einander seit Jahren und Jahrzehnten kennt, wird einen Neuen, auch wenn er noch so freundlich und hilfsbereit ist, stets als Fremden sehen. Auch der Begegnung mit einem alten Schulfreund würde ich bloße Oberflächlichkeit entgegensetzen, auch wenn die Bekanntschaft auf jahrelangen, gleichen Erlebnissen fußt. Jedenfalls heuchelt man mir als Streitschlichter lediglich Vertrauen vor; insgeheim gebe man aber nichts auf meine Meinung. Nun gut. Ebenso würde ich mich verhalten, wenn sich ein ›Neuling‹ in eine Diskussion zwischen mir und Anniek einzumischen wagt.

Jedoch, mein Wesen ist mehr als ein Gemisch aus Vorurteil und Instinkt. Es ist auch Wagnis und Leumund, Asymmetrie und Gleichgültigkeit. Für mich heiligen die Mittel schon immer den Zweck; und sollte mein unangebrachtes Dazwischenreden letztlich eine gute Sache sein, dann wäre ich der Letzte, den ein angeschabter Ruf stört.

Gerade, als ich meinen Fuß in ihre Richtung setzen will, greift mich Oren unter den Arm und zieht mich fort:

»Willst du nicht erst einmal etwas trinken? Zur Stärkung?! Und erzähle uns von deinem Ausflug in die Hügel!«

Er habe mich dabei so geschickt und tatkräftig angetrieben, dass ich mich beinahe unbemerkt meterweit von Tjelve und Familie entfernt hatte, so er seinen Satz beendete. Als sey ich in die Strömung eines Flusses geraten und fortgekommen, ohne wissentlich zu schwimmen!

So ein Schlitzohr, denke ich. Auch er weiß nun, dass ich seine Ablenkung begriffen habe; auch für ihn heiligen die Mittel den Zweck.

»Es hat sich also bereits herumgesprochen, dass ich mich etwas verlaufen haben?!«, stelle ich fest. Neben mir kichert jemand.

»Natürlich! Was hast du erwartet bei der Größe des Dörfchens?!«, antwortet Oren hastig. Dann zucke ich mit den Schultern: Es ist mir gleichgültig, was man über mich redete, oder ob es ernst gemeint war oder wer den Klatsch ursprünglich in die Welt gesetzt hatte. Nichts anderes erwarte ich von der Gemeinschaft, es ist ja hier nun einmal die einzige Form der Unterhaltung. Und würde ich nicht mitlachen, wenn herumgesprochen würde, dass Clyde aus Versehen in den Teich gefallen wäre?!

»Wie ich bemerke, schaust du immer wieder zu Tjelve?«

Da hat er recht: »Ja. – Was ist das mit ihnen? Als ich hereinkam, wurden sie plötzlich so still, als ...«

»Ach, Tjelve, der alte Karsthans¹, hatte nur etwas zwischen ihm und seinem Sohn zu klären. So ein Ding übers Erwachsenwerden. Du weißt schon ...«

»Du meinst, dass jeder Vater wohl streng und ungerecht zu seinem Jungen zu sein habe? So er das Leid und Unrecht seiner eigenen Kindheit ausgleicht? Nur sah mir das hier nach aufrechter, elterlicher Liebe aus; nach einem toderntesten Schelten gerade aus jenem Grunde, wie man sein Gegenüber vor Unheil zu schützen warnt.«

Wie ich zu Ende gesprochen habe, sehe ich, dass Tjelve mit dem Finger auf mich zeigt, doch eigentlich seinem Sohn mitteilt, wo ich stehe. Aswin geht durch die Menge, geradewegs auf mich zu, und bleibt vor mir stehen.

¹ = Bauer, da Karst = zweizinkige Feldhacke

»Ich bitte für mein unbedachtes Handeln um Entschuldigung, und möchte außerdem bitten, in all deinem Wissen unterrichtet zu werden.«

Das spricht er wie auswendig gelernt und blickt mir in seiner von Verlegenheit durchwirkten Demut nur ein einziges Mal kurz in die Augen.

»Vater möchte morgen mit dir sprechen.«, schließt er seine Beichte.

»In Ordnung, Aswin. Nun geh'.«

Das war das einzige, das mir aus Verblüffung für den Knirps einfiel. Und er geht zurück zu seinen Eltern, die gerade das Lokal verlassen. Diesmal winkt mir Tjelve zum Gruße und lächelt.

»Nun, da die Katze aus dem Sack ist, kann ich es dir ja sagen.«, schmeichelt Oren.

»Ich bitte darum!«

Gespannt und mit geöffneten Ohren sitze ich vor ihm und warte. Was hat das nun zu bedeuten? Und macht man so ein großes Geheimnis daraus, weil es mich – als neuen Dorfbewohner – betrifft? Was ist mit Anniek? Geht es ihr gut? Plötzlich schießen mir tausend Fragen anderer Art durch den Kopf, und ich schäme mich dafür, zunächst nur an mich gedacht zu haben. Und ist es nicht das, was Liebe – romantisch oder familiär – ausmacht? Zuerst an den geliebten Menschen zu denken, und dabei die Mühe verdrängen, genau dadurch ständig abgelenkt zu sein?

Gerade will Oren zu reden beginnen, da erscheint hinter einem Holzpfeiler am Tresen seine treue Frau Mathilda, greift nach dem neben ihm stehenden Glas, gießt in eine Tasse Tee nach und stellt sie ihm hin. Wortlos sieht sie mir in die Augen und ich weiß sogleich, dass sie mich stumm fragt, ob auch ich Tee trinken möchte. Zwei Sekunden starre ich ihr sanft, doch ausdruckslos in die Pupillen, dann lässt sie ab und geht mit ihrer Kanne fort. Erstaunt nehme ich mit Oren wieder Blickkontakt auf – offenbar habe ich mit Mathilda gerade ein Gespräch geführt; eine Frage gestellt bekommen und freundlich beantwortet, ohne ein einziges Wort zu sagen! Geradezu unheimlich, bedenke ich, was mein Hiersein in Fornburg mit mir macht!

»Ich weiß nicht, was mir mehr missfällt«, flüstert er mir im Vertrauen zu:
»Eine Frau, die alle Dinge wegräumt, ohne dass ich diese Dinge sehe; oder eine Frau, die die Dinge übersieht, die ich weggeräumt sehen möchte!«

Sein Schmunzeln verrät, dass er seinen Hohn nicht ernst meint; ganz im Gegenteil: dass er es sehr wohl liebt, wie Mathilda seine Wünsche voraussieht und das Zwischeneinander so tadellos funktioniert – gleich so, wie auch ich mit Mathilda stumm ›gesprochen‹ habe.

»Ah ja, ich wollte dir von Aswin erzählen.«

Daraufhin nimmt er einen tiefen Schluck Tee und japst mit der Zunge, denn er ist frisch aufgebrüht. »Es ist so, dass sich Aswin heute an den Klippen der Küste herumgetrieben hat, ohne seinen Eltern Bescheid zu geben.«

»Etwa diese steilen Abhänge? Die sind mir auch schon aufgefallen. Was wollte er dort? Und was hat das mit mir zu tun?«

»Er hat dir nachgeeffert.«, fasst er es in einem Satz zusammen, um meine Fragen auf einmal zu beantworten. Erschrocken weiche ich zurück, mit Bedacht darauf, welchen Einfluss ich bereits jetzt auf Fornburgs Kinder ausübe: Erst bringe ich Ilô in Gefahr, nun indirekt auch Aswin.

»Nein, so ist es nicht.«, beantwortet Oren eine nie gestellte Frage: »Gewiss, er suchte an den Klippen nach weiteren Stellen, um Mühlräder zu gewinnen, und gewiss wirst du sagen, dass das, aus geologischer Sicht, keinen Sinn ergibt. Aswin will eben helfen, keine Sorgen verursachen.«

»Und doch ist es so. Und ich habe Schuld! Vielleicht sagst du mir, dass ihm nichts geschehen sey, oder dass die von mir erwirkten Mühlräder es rechtfertigen, sich abermals in Gefahr zu begeben. Und trotzdem haftet an mir die Schuld. Darüber muss ich erst nachdenken ...«

»Das wirst du, und das sollst du.«, trinkt er abermals Tee, so unbekümmert, als habe mein Sorgen kein Gewicht. Vielleicht ist er mir gerade durch diese Nüchternheit ein so wertvoller Ratgeber.

»Sage ich nicht immer: Hast du ein schlechtes Gewissen, suche dir einen für dich positiven Punkt, der daraus hervorging und danke dem Ereignis, das ihn für dich ermöglichte? – Was ich sagen will: Wo wäre Ilô heute ohne die Erfahrung im Gelände? Hätte er dann je in seinem Leben das Geräusch knirschender Mühlräder vernommen? – Immerzu und jeden Tag ließe sich mit Furcht aus dem Haus gehen

und erwarten, von einem Meteoriten erschlagen zu werden! Ich persönlich ziehe die Erfahrung, und wenn sie mit Schürfwunden begleitet kommt, der Paranoia vor!«

»Wie kannst du so als Vater sprechen?«, will ich demütig wissen.

»Nun, als Elternteil obliegen mir zwei wesentliche Aufgaben: Zunächst einmal habe ich die Verpflichtung, jedweden Schaden von meinen Kindern abzuwehren. Andererseits muss ich mich mit dem Dilemma arrangieren, nicht so viel Schaden abzuwenden, dass ihre Erfahrung leidet! Schließlich will ich später keine zwei Hauskätzchen in die Kanalisation zu den Streunern lassen, ohne dass sie je die Welt außerhalb der gemütlich Stube kennengelernt hätten! Daher bin ich dir für jede Stunde dankbar, die Ilô in deiner Obhut verbringen darf. Und daher schicken wir unsere Kinder zu den Handwerkern und Wissenskundigen Fornburgs, dass sie von ihnen lernen! Und aus eben jenem Grund wird auch Tjelve, obwohl er seinen Sohn zu mehr Vorsicht ermahnen musste, das Positive, die Erfahrung, sehen, und dafür letztlich dankbar sein.«

»Oren, ich glaube, ich verstehe immer noch nicht ...«

»Das wirst du, wenn du selbst Kinder hast.«, schmunzelt er: »Als Vater sieht man die Dinge plötzlich aus einem anderen Blickwinkel: Aus dem Kind wird der Jugendliche, der junge Mann. Und meist schneller als gedacht, ist er Vater. Plötzlich philosophiert er wie der größte Weise, mit Lebenserfahrung eines Greises und jeder Menge Ratschläge für die anderen Männer, die seinen Stand noch nicht erreicht haben. Wie ein Gott blickt man auf die Taten seiner Kinder, sieht sich nicht inmitten, sondern allwissend! – Doch mit Freude und Liebe!«

Wieder pausiert er und lässt mich absichtlich nachdenken, kühl kalkuliert wie der Plan eines Genies.

»Beispielsweise«, fährt er beiläufig fort, »ist an Kleinkindern am spannendsten, dass sie nie wissen, dass sie eigentlich ununterbrochen geschützt werden. Nun, würden sie dieses Verhältnis mit absichtlichen Unsinn ausnutzen, hätten es die Eltern viel schwerer!«

»Vor allem, wenn der Schlaf nie erfunden worden wäre! Ich meine, damit sich die Eltern auch einmal ausruhen können, nicht wahr?!«

»Siehst du! Jetzt hast du es begriffen!« – Wir lachen.

Ich vernehme, wie in der Ecke ein Spinnrad surrt und Kinder kichern. In der Dunkelheit des Zimmers – schließlich ist draußen die Dämmerung längst vorüber und nur ein gutes Dutzend Kerzen spenden Licht – erkenne ich an der Quelle der Geräusche die Umrisse zweier Mädchen (vermutlich Inciona und eine von Catlas Töchtern), wie sie am Boden sitzen, Kätzchen füttern und mit ihnen spielen. Im Grunde ist dies gar kein Gasthaus, in dem stets alles toll und laut durcheinandergeht, sondern ein Hort des Rückzugs und der Zusammenkunft, wo man friedlich und besonnen tratscht; wo die Dorfkinder, bevor sie ins Bett geschickt werden, für Vergnüglichkeiten zusammenfinden; wo ein altes Weib in einer Nische das Spinnrad dreht, um beiläufig den schwebenden Worten zu lauschen, anstatt daheim zu vereinsamen.

»Dennoch solltest du morgen mit Tjelve sprechen.«, rät mir Oren, und ich erwidere, dass ich diese Absicht unlängst gefasst habe.

Und dann kommt sie endlich; wohl hatte sie bemerkt, dass unser Gespräch dem Ende zuging. Unbestimmt, doch herzlich tritt sie neben mich und greift sofort nach meiner Hand.

»Wie ist es nur möglich«, resümiere ich staunend über ihren Anblick, »dass ein einzelner Mensch die Summe der Schönheit von tausend Generationen erbt?« – Lächelnd packt sie meine Hand umso fester.

Alles fühlt sich richtig an: Ort und Zeit, gegenwärtige Personen. Als sey ich Figur in einem Roman, die zu inszenieren der Autor viele Tage und Nächte bedachte!

»Vermeide, in einer Bewertung den höchst möglichen Rang zu vergeben.«, wendet Oren frech ein, »Denn sonst bist du machtlos ..., wenn du ihn brauchst.«

Damit kehrt er sich ab und geht zu seiner Frau, nachdem er uns eine Gute Nacht gewünscht. Offenbar gehört dieser Ratschlag zu seiner Art väterlicher Weisheit, von der er so überzeugt zu berichten wusste.

»Siehe, Anniek, dass ich meine, was ich sage. Und wenn ich beeindruckt bin, zeige ich das auch unbeschämt!«

»Ich weiß.«, grinst sie zufrieden und ruft sich mein Kompliment in Erinnerung.

»Schon früher war ich mir nicht zu schade, einen jeden Traum von dir, wenn er einen vorherigen an Lieblichkeit zu übertreffen vermochte, als den ›schönsten aller Zeiten‹ zu titulieren! Und warum auch soll ich nicht immer wieder deine Anmut be-lobigen, wie es mir gefällt?«

»Rege dich doch nicht auf — ich weiß ja, was du sagen willst! – Und ich danke dir dafür!«

In der Tat habe ich mich etwas aufgeregt. Mein Herz schlägt ob Orens Schulmeisterung schneller (eigentlich unbegründet), und ich möchte die Kehle benässen. Mich zum Tresen umdrehend, steht dort ein Becher Wasser, als sey er für mich vorbereitet worden! Jedoch, Mathilda kann ich nirgendwo entdecken.

»Siehst du das Pärchen dort drüben?«, flüstert mir Anniek fast flirtend zu und drückt sich zwischen mich und den im Schummerlicht liegenden Tresen, so eng, dass ich ihren Körper in einer Fläche von den Knien bis zum Bauchnabel spüre. Wie mir dann wird, lässt sich kaum in Worte fassen. – Ihr Handeln besteht jedenfalls darin, mit ihrem Finger auf meiner Brust herumzufahren und mit ihrer Nasenspitze mein Kinn zu streifen. Will sie mich verführen? Es funktioniert. Ob das allein meine Worte bewirkt haben? Sie sagt jedenfalls etwas zu mir, das ich nie vergessen will:

»Ich liebe dich so sehr, dass ich darüber hinaus nichts sagen kann. Ich will deine Küsse, deine Wärme, deine Worte. Gib' mir eines davon, und ich gehöre auf ewig dir!«

Sinne und Atmung bleiben stehen, wir küssen uns. Um es in den zuvor erwähnten Gedanken auszudrücken: Dies ist das Romantischste, das ich mir im Zusammenhang mit Anniek vorstellen kann.

Bald darauf begreife ich, was sie zu so viel Zärtlichkeit inspiriert haben mochte: Es war wohl das erwähnte Pärchen, das sich, wie wir, in einen abgedunkelten Winkel zurückgezogen hatte: Zweifelsfrei identifiziere ich sie als Divanno und Lita, die seit einer Weile ganz ungeniert dabei sind, ebenfalls Berührungen auszutauschen. Es ist wohl nicht so, dass sich jeden Abend im Gasthaus die Pärchen zum Schmusen einfinden (hätte man daheim nicht mehr Ruhe gehabt?); die beiden nutzen, wie auch ich bevorzuge, die Gelegenheit – sozusagen das Schicksal des Mo-

ments –, um eine an sich zufällige Situation auszukosten, ehe sie, wie die Erinnerung an einen Traum, unbemerkt verstreicht.

Jedenfalls empfinde ich ironisch zu beobachten, dass Divanno, der Bäcker, ein Süßgebäck verspeise, und einige Krümel an seinem Mundwinkel hängen bleiben. Als habe es seine Partnerin erwartet, umarmt sie seinen Hals und küsst seinen Mund, wobei sie ihm den zurückgebliebenen Zucker ableckt!

Anniek und ich beobachten das Treiben mit einer gewissen Anspannung: ich, weil ich darüber staune, es vielleicht genauso getan zu haben; und Anniek besieht sie mit einem Blick ... – wie anders kann ich es sagen? – der Lusternheit. Uns gleich ist die fehlende Furcht, beim Starren entdeckt zu werden. Kurze Zeit später stehen wir uns heimlich davon, um den angestammten Frieden nicht unnötig zu unterbrechen. Ohnehin scheint Anniek in ihrer Erregung etwas zu beabsichtigen, von dem ich heute noch erfahren soll.

Außerdem ist es mir ein Anliegen, Anniek von meiner unerwarteten Begegnung mit dem Isolaten zu berichten, und sie gibt sich ebenso überrascht zu erfahren, dass er nun hier, und eben nicht länger im Graublattal lebt. Was sie wissen will, erzähle ich ihr, und interessiert saugt sie jedes meiner Worte auf. Insbesondere die Merkwürdigkeit, dass er sich gleichermaßen isoliert wie in Sichtweite der Fornburg-Siedlung eingerichtet hatte, betont sie wiederholt. Ich hoffe dagegen, dass sie darüber hinaus nicht ihre beabsichtigte Leidenschaft vergessen würde. – So einfach in unserem Denken können wir Männer eben sein, während wir mit einer sagenhaft schönen Frau in einem Kahn sitzen, und von einem Küstendorf, das auf keiner Karte verzeichnet ist, zu einer Insel rudern, auf der unsere Heimstätte liegt!

Ermattet gebe ich mich, wie wir Ibykos Küste erreichen und ich mich auf den Steg hebe, um anschließend Anniek aus dem Kahn zu helfen. Sogleich bewegen wir uns in Richtung unserer Behausung, in der uns eine Belohnung erwartet: weiche, gemütliche Betten, und draußen ein milder Wind und das beruhigte Meer. Die Anspannung hat nicht nachgelassen, selbst als ich durch die Tür getreten bin.

Mich lässt der Gedanke nicht in Frieden ergründen zu müssen, welche Umstände dazu geführt haben, dass ich heute dort bin, wo ich bin – damit meine ich kurz vor dem Koitus mit einer bedeutenden Frau zu stehen; nicht nur bedeutend,

sondern als maßgebendes Primat in meinem Leben. Ist nicht schon gewagt anzunehmen, von so einem begehrenswerten Geschöpf angeschaut zu werden? Und nun ergab sich in den vergangenen Wochen, dass diese Traumfrau sich in mich verliebte; mehr noch: ihre Liebe ehrenhaft verteidigt, mit Wissen und unbeirrbareren Bestreben bereit ist, diesen großen Schritt mit mir zu gehen! So etwas Besonderes erwarte ich für gewöhnlich nur aus der Feder eines romantischen Schriftstellers zu lesen, oder aber, aus der Wirklichkeit entnommen, als Folge eines einzigartigen Ereignisses zu erkennen: Isolation zweier eigentlich fremder Menschen, doch von solcherlei körperlicher Pässlichkeit, dass die Natur alles weitere übernimmt. Durchaus vorstellbar und ohne Übertreibung festzuhalten ist mir die Idee, dass zwei solche Menschen (jung und von gegensätzlichem Geschlechte, wie ich und Anniek) trotz aller Fremde einander zuwenden, wenn man sie nur unausweichlich unter sich lässt: Nach einem Flugzeugabsturz auf einer einsamen Insel gestrandet; in der Wildnis verschollen etc. Und wo sich die beiden zuvor vielleicht nie beachtet hätten, wirkt die Natur ihren unsichtbaren Zauber – und es geschieht.

Dass ›die Natur‹ mein jetziges Hiersein bestimmt, ist, das gebe ich im Liebesrausch noch gerne zu, vielleicht ebenso irrig wie die Annahme, dass jemand, der häufig mit Bleistift schreibt, auch gut mit chinesischen Stäbchen essen könne ...

Mag sein, dass die Natur ihre Finger im Spiel hat; mag sein, dass meine simple, unerfahrene Menschlichkeit das Ganze ›Schicksal‹ nennt, oder sogar behauptet, ich hätte all das durch freien Willen herbeigeführt! Tatsächlich bin ich nur ein treibender Ast im Strom – unfähig voranzusehen, an welchen Felsen ich anecke oder an welchem Ufer ich zum Liegen komme.